

„Ein feste Burg“ ökumenisch betrachtet

Predigt über „Ein feste Burg ist unser Gott“
gehalten zum Reformationsfest am 29. Oktober 2023
von Lutz Domröse

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe ökumenische Gemeinde,

übermorgen ist der 31. Oktober, der Reformationstag. Darum möchte ich mit euch heute über die Bedeutung der Reformation nachdenken, und zwar im ökumenischen Kontext.

Am 31. Oktober 1517 veröffentlichte Martin Luther 95 Thesen über den Ablass, genauer über die Art, wie damals Sündenstrafen gegen Geld erlassen wurden. Er setzte damit eine Reformbewegung zusammen, durch die gemeinsam mit anderen Theologen verschüttete Grundlagen des christlichen Glaubens freigelegt wurden: in einem Satz gesagt, dass der Sünder *allein aus dem Glauben* heraus vor Gott gerecht wird.

Und obwohl neben dem „allein aus Glauben“ auch das „*allein durch die heilige Schrift*“ stand, möchte ich heute keinen Bibeltext auslegen, sondern eine Liedpredigt halten. Eine alte Tradition, die etwas aus der Mode gekommen ist.

Und ich nehme mir dafür das reformatorische Lied schlechthin vor: „*Ein feste Burg ist unser Gott.*“ Er hat dazu den 46. Psalm als Grundlage genommen, den wir eben gebetet haben. Herausgekommen ist ein Lied, das gut und tröstlich zu singen ist für alle, die von ihrem Gewissen angefochten und verfolgt werden. Für sie, gerade und besonders für sie, ist Gott eine feste Burg.

So gesehen lässt sich das Lied nicht mehr, wie man es tat, gegen Rom oder gegen den Rest der Welt singen. Man setze nämlich den *altbösen Feind* mit dem Papst gleich oder verstand unter dem *Reich, das uns doch bleiben muss*, das deutsche Reich.

Ich möchte mit euch dieses Lied bedenken als ein Lied des Trostes. Als ein Lied, in das wir alle heute morgen einstimmen können. „*Ein feste Burg ist unser Gott.*“

Was eine *feste Burg* ist, steht uns hier am Untermain ja deutlich vor Augen. Stolz und kühn stehen selbst die Ruinen noch in der Landschaft mit ihren Mauern und Türmen: die Henneburg, die Freudenburg, oder die noch gut erhaltene Mildenburg.

Mancherlei wurde im Christentum als *feste Burg* angesehen. Nichts davon war oder ist es. Nicht unsere Kirche - ich nehme sie christlich-katholisch-apostolisch als eine. Sie stehe stolz und unbezwingbar in der Welt, herrlich anzuschauen, heißt es dann.

Und – wie die Burgruinen auch – bedeutet die Erinnerung an vergangene Stärke, nennt es Tradition, etwas für unsere Kirche. Aber wir wollen sie lieber nicht mit jenen Bauwerken auf den Hügeln und Bergen vergleichen, die wir gerne betrachten und ab und zu besuchen. Bleiben und wohnen möchte man in den Burgen und Ruinen nicht. „Ihre Dächer sind zerfallen, und der Wind streicht durch die Hallen. . .“, heißt es in einem Volkslied. Die Kirche als Burg? Lieber nicht!

Auch unsere Lehre ist nicht die *feste Burg*. Weder die evangelische, die sich immer wieder neu sucht und findet, um der Zeit gerecht zu werden, noch die katholische, die möglichst unverändert bleibt, um der Welt die zeitlose Wahrheit zu predigen.

Genausowenig wie unsere Frömmigkeit, sozusagen die persönliche Seite der christlichen Wahrheit. Beides, Lehre und Frömmigkeit, scheinen bisweilen wie ein Bollwerk zu sein, in dem wir sicher sein können vor den Anfechtungen des Lebens: vor dem Leid, das wir nicht erklären können; vor der Gottlosigkeit der Zeit.

Ich mauere mich ein vor den anderen, vor den Ungläubigen, die den eigenen Glauben bedrohen, seien das früher die Protestanten oder Katholiken gewesen, seien es heute die Muslime. Und, das ist das traurigste, für wen die Frömmigkeit und der unumstößliche Glaube die feste Burg ist, wer meint Gott in dieser Burg zu haben, der verliert ihn.

Denn Gott ist nicht zu haben. Er ist der ganz andere, ist nicht Gast in meiner Burg. Sondern ist die Burg, in die ich fliehen kann. Ja, in die ich vor all dem fliehen muss.

Narren wären wir, wenn wir uns hinter der wahre Lehre verschanzen oder in der rechten Frömmigkeit einmauern. Im besten Fall kämen wir uns sicher vor. Im schlimmsten Fall werden wir zu Fanatikern. So oder so: Das Reich würde uns nicht bleiben. Weil wir den eigenen Glauben mit Gott selbst verwechselten.

Das Reich Gottes gehört denen, die erfahren und bekennen: „*Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren*“. Wir wären alle, auch die eine heilige, katholische und apostolische Kirche wäre ganz und gar verloren, wenn nicht diese einzigartige Burg da wäre, die niemand, die selbst der Teufel nicht aushungern kann. Denn in dieser Burg sprudeln ewige Quellen. In ihr wird das Brot des Lebens selber unsere Nahrung sein. Was für eine Burg! Was für ein Gott!

Warum nun kann Gott mit einer festen unzerstörbaren Burg verglichen werden? Burgen stehen ja nicht irgendwo in der Landschaft. Ihr Platz ist gut gewählt: nicht um die Schönheit einer Gegend architektonisch zu krönen, wie es uns heute erscheinen mag, sondern um von diesem Platz aus die nähere und möglichst auch noch die weitere Umwelt überblicken zu können.

Es muß nicht immer der höchste Berg sein, das sehen wir an den Burgen der Gegend sehr gut, sondern eine Lage, von der aus man Land und Leute beherrschen und regieren konnte. Und dazu gehörte zum einen ein guter Weitblick und Überblick.

Und dann mußte der Platz größtmögliche Sicherheit bieten, so daß die Burg feindlichen Angriffen trotzen und jede Belagerung möglichst siegreich überstehen konnte. In solchen Fällen war sie ja nicht nur für die Herrschenden da. Wenn der Feind nahte, dann wurde sie zugleich zur Fluchtburg für die Bevölkerung: zu einer Fluchtburg, in die man sich mit Hab und Gut retten und in der man vor dem Angreifer sicher sein sollte.

Die Burg versprach Hilfe und Rettung in Zeiten der Not. Da haben wir den einen Vergleichspunkt: „*Ein feste Burg ist unser Gott. . . Er hilft uns frei aus aller Not.*“ Der andere ist der Weitblick und Überblick, mit dem Gott regiert. Nicht nur die nähere Umgebung, sondern die ganze Welt und ihre Geschichte. Seine Gottheit steht und fällt damit, daß er regiert und daß er gut regiert.

Doch merken wir das? Genauso wie viele Menschen unserer Regierung gerade jeden Weitblick absprechen, scheint von Gottes Regiment oft verdammt wenig zu spüren zu sein.

Ja, manchmal gibt es die beglückenden Augenblicke, in denen wir das glauben und erleben. Wo uns das Glück zufällt, und wir im Einklang leben mit unserer kleinen Welt und mit der großen da draußen; im Einklang mit dem Vogelflug und dem gestirnten Himmel; im Einklang mit dem Tag und der Nacht und der Lebenszeit.

In solchen idealen Augenblicken ahnen wir, dass das große Universum und der kleine Mensch mit göttlichem Überblick und liebevollem Weitblick regiert werden.

Doch dann weint irgendwo ein kleines Kind, das in seiner Hilflosigkeit noch nicht einmal sagen kann, warum es weint. Und der beglückende Einklang bricht klirrend entzwei. Es muss nicht der Terror der Hamas oder die Not der Menschen in Gaza sein, schon in jenen Tränen spiegelt sich das Leid der ganzen Welt. Und nichts spricht mehr dafür, dass Gott mit Weitblick regiert.

Eine feste Burg ist unser Gott? Mit Überzeugung können wir das nur sagen, singen, wenn wir drin sind in dieser Burg. Wir müssen also eine Burg vor Augen haben, in die man fliehen kann; eine Fluchtburg, deren Tore weit geöffnet sind für Verfolgte und Bedrängte; eine Gottesburg, die uneinnehmbar verschlossen ist für Verfolger und Bedränger.

Der altböse Feind wird in unserem Lied der Bedränger und Verfolger genannt. Und das ist der, der *mit groß Macht und viel List grausam gerüstet* ist. Was *grausam Rüstung* ist, wird uns – sollten wir es vergessen haben - seit über 600 Tagen in der Ukraine vor Augen geführt.

Und der Krieg in Israel und Palästina liefert zusätzliche Bilder. Angriff und Gegenangriff, Raketenabschuss und Kampffeteinsatz: ein Teufelskreis von tödlicher Gewalt.

Es ist nur logisch, wenn uns all das bei der Zeile in den Sinn kommen mag: „*Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint; groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist*“. Aber eines gilt für diesen Feind nicht, was Luther gedichtet hat: „*auf Erd' ist nicht seinesgleichen*“.

Es gibt auf Erden nur zuviel seinesgleichen. So schmerzhaft es ist: Wir können sie erkennen und beim Namen nennen. Und indem wir sie beim Namen nennen, ist wenigstens ein allererster Schritt getan, um aus diesen Teufelskreisen auszubrechen.

Nicht seinesgleichen hat „*der altböse Feind*“ auf Erden hingegen dann, wenn er sich unerkennbar macht, wenn man seine Teufelskreise nicht einfach erkennen und beim Namen nennen kann. Am teuflischsten ist das Böse immer dann, wenn es sich unter den besten Namen und unter den ersten Adressen verbirgt.

Das mögen gute Vorsätze sein, oder ehrenwerte Institutionen. Die allererste Adresse aber, mit der das Teuflische sich verbündet, ist unser eigenes Gewissen. Denn der Teufel, oder wenn ihr lieber wollt, das Böse, liebt das Gewissen, genauer gesagt das schlechte Gewissen.

Ihr wisst alle, was das ist: nämlich der Druck, der auf mir lastet und den ich nicht mehr loswerde; der heillose Druck, unter den mich meine Fehler, mein Versagen, meine Schuld setzen. Und mit diesem Druck ist der Teufel nur zu gern im Bunde. Er liebt es, uns unter Druck zu setzen: unter den heillosen Druck, den ein schlechtes Gewissen nun einmal erzeugt.

Dabei ist es erstmal gut, ein Gewissen zu haben, das schlägt. Es ist gut, wenn es mich auf meine Schuld hinweist; wenn ich merke, dass ich – biblisch gesprochen – ein Sünder bin.

Doch es ist schrecklich, wenn wir solche Sünder sind, die von ihrer Schuld nicht mehr loskommen. Denn wer von seiner Schuld nicht loskommt, der wird sich selber nicht mehr los, der wird vielmehr sein eigener Gefangener.

„Das lässt mich nicht mehr los“, sagen Menschen, die einen Unfall verursacht haben oder Menschen, die ein Verbrechen begangen haben. Oder Menschen, die dem Göttlichen begegnen und sich sündig fühlen.

Als Jesus seine ersten Jünger beruft, verhilft er ihnen vorher zu einem außergewöhnlichen Fischfang. Mit den anderen zusammen erschrickt Petrus bis ins Innerste und sagt: *Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.*

Was wäre gewesen, wenn Jesus gegangen wäre? Dann wäre Petrus allein geblieben mit seinem schlechten Gewissen, mit der Erkenntnis, dass er fehlerhaft und sündig ist.

So überführt vom eigenen Gewissen drehen wir uns im Kreis, in einem teuflischen Kreis. Das Gewissen klagt mich an. Ich suche nach einer Selbstrechtfertigung: Aber die anderen sind doch auch nicht besser. Oder: Ich hatte keine Wahl. Aber in mir drin wird es dadurch nur noch schlimmer. Es ist schwer, sich selbst zu belügen. Die Schuld wird nur schwerer. Und im Leben des Menschen, in meinem Leben droht es einsam zu werden.

Möglicherweise gar nicht, weil andere sich von mir abwenden. Die nehmen mir die Entschuldigung ja vielleicht ab. Aber in mir drin, in meinem Gewissen, dreht sich der Teufelskreis weiter. Auf jede neue Möglichkeit fällt der Schatten der alten Wirklichkeit.

„Niemand lebt, der sich nicht selbst vergessen kann“, hat ein kluger Mensch mal gesagt. Das könnte eine gute Umschreibung für Glauben sein: Sich selbst vergessen zu können. Auf die richtige Weise von sich selbst absehen zu können.

Das aber gelingt uns in der festen Burg, in der wir gegen den schlimmsten aller Feinde verteidigt werden: gegen das eigene Ich. Gegen das Gewissen, mit dem der Teufel sich verbündet hat. Hier *streitet für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren*. Dort wird das schlechte Gewissen zum Schweigen gebracht. „Es stimmt, du bist fehlerhaft und sündig. Aber hier in dieser Burg wird nicht nur mit Weitblick regiert, hier wird mit Liebe und Erbarmen regiert“, sagt uns die Stimme dieses Mannes.

„Fragst Du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott; das Feld muß er behalten.“ Der kommt uns im Tor entgegen und sagt, was er zu Petrus sagte: *Fürchte dich nicht.*

Er geht eben nicht weg von mir, wie sündig oder kleingläubig ich auch bin. In der Fluchtburg begegnet er mir, der Christus, der kein anderer Gott ist, sondern der eine und einzige, der Ewige. Und dort begegne ich – einst einmal sowieso – aber wie heute morgen auch hier schon, den anderen, die sich ebenfalls in die Burg gerettet haben: Evangelische begegnen Katholischen, und noch ganz anderen gerechtfertigten Sündern.

In dieser Gemeinschaft – unter uns Menschen und mit dem menschengewordenen Gott – gibt es gelingendes Leben, jetzt schon. *„Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.“*

Jetzt lasst uns davon singen, von der festen Burg und vom rechten Mann und vom Gelingen. Voller Zuversicht lasst uns singen, dass die Tore der Burg für Tod und Teufel verschlossen sind, für uns aber sperrangelweit offen stehen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

(Basierend auf einer Predigt von Eberhard Jüngel)